



Leseprobe aus Gottschalk, Die Morgenröte unserer Freiheit, ISBN
978-3-407-74872-0

© 2018 Gulliver in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74872-0)

isbn=978-3-407-74872-0

Vorwort

Als am 9. November 1989 die Berliner Mauer fiel, geriet die Welt – nicht nur in Deutschland – in einen Taumel der Hoffnung. Die bestbewachte Grenze der Welt, die auf brutale und unmenschliche Weise ein Volk, ja fast die gesamte Welt in Ost und West getrennt hatte, war von friedlichen Menschen ohne Waffen überwunden worden. Von Menschen, die sich nicht abgefunden hatten, sondern Repressionen und Strafen auf sich nahmen, um ihren mutigen Kampf beharrlich weiterzuführen.

Während wir noch versuchten, dieses historische Ereignis und seine Folgen zu begreifen, da zeichnete sich im Süden Afrikas ein neues Wunder ab. Staatspräsident Frederik Willem de Klerk eröffnete das südafrikanische Parlament am 2. Februar 1990 mit einer sensationellen Erklärung: Er hob das Verbot der oppositionellen Parteien auf und kündigte die bedingungslose Freilassung von Nelson Mandela an. Das konnte nur eines bedeuten: Die Apartheid, das brutale System der Rassentrennung, stand nach 40 Jahren vor ihrem Ende. Aber konnte es wirklich sein, dass die Weißen ihre Macht freiwillig abgeben und sie mit den Schwarzen teilen würden?

Eine Woche später trat der berühmteste Gefangene der Welt, Nelson Mandela, nach 27 Jahren Gefängnis

in die Freiheit. Vier Jahre später wurde er zum ersten schwarzen Staatspräsidenten Südafrikas gewählt. Und wieder jubelten die Menschen in aller Welt, sah es doch so aus, als würde menschlicher Fortschritt nicht mehr nur Utopie bleiben.

Das Wunder am Kap der Guten Hoffnung ist von anderer Beschaffenheit als das Wunder von Berlin, denn die Rassentrennung zerschneidet Köpfe und Herzen auf besonders schmerzhaft Weise. Die Mauer der Apartheid war nicht aus Beton gemacht, sondern aus Gesetzen, Verachtung und Gewalt. Sie ruhte auf einem Fundament aus Angst und Überheblichkeit und erzeugte einen unvorstellbaren Hass. Viel Blut ist unter den Apartheidregimen geflossen, und die Reihen der Gräber in Soweto, in Sharpville und den vielen anderen Schauplätzen des Terrors sind lang. Dennoch entstand das neue Südafrika nicht aus einem grausamen Bürgerkrieg, weil Einsicht, Versöhnungswillen und Menschlichkeit letztlich stärker waren als der Wunsch nach Rache. Dies ist das Verdienst vieler, unzähliger Menschen, die bereit gewesen sind, ihrem ärgsten Feind die Hand zu reichen. Einer hat es ihnen vorgemacht und ohne ihn wäre die Geschichte Südafrikas mit Sicherheit anders verlaufen: Nelson Mandela.

Jeder, der über die Geschichte Südafrikas schreibt, steht vor dem Problem: Darf man die Terminologie

des rassistischen Apartheidregimes übernehmen und von Weißen und Schwarzen, Farbigen und Indern reden? Oder sollte man lieber Schwarze als *Afrikaner* und Weiße als *Afrikaander* bezeichnen?

Ich bin der Meinung, dass diese Terminologie nicht nur wegen der Ähnlichkeit der Begriffe verwirrend ist, sondern auch verschleiert, was über 40 Jahre lang der Grund für eines der grausamsten Unterdrückungssysteme auf dieser Welt gewesen war: die Hautfarbe.

Heute sind sie alle Afrikaner, die Weißen und Schwarzen, Farbigen und Inder. Aber tausende starben vor ihnen. Und sie starben wegen ihrer Hautfarbe.

Wir in Deutschland werfen uns heute oft vor, nicht früher, lauter, wirkungsvoller die Zustände im Apartheidstaat angeprangert zu haben. Wir haben uns sehr intensiv mit der eigenen Geschichte befasst, vor allem mit der Unmenschlichkeit der Nazi-Zeit, und darüber nicht immer vermocht, über unseren Horizont hinauszusehen. Es gab aber auch hierzulande schon immer Menschen, die den Befreiungskampf der Unterdrückten unterstützt haben. Es hätten viel mehr sein können. Es hätten viel mehr sein müssen.

Ein Häuptlingssohn am Ende der Welt

Gadla Henry Mandela ist ein Mann von aufrechter Haltung, unbeugsam und dickköpfig. Er kann zwar weder lesen noch schreiben, dafür aber wunderbare Reden halten. Gelegenheiten dazu hat er genug: Als hoch geachteter Thembu-Häuptling leitet er die wichtigsten Familienzeremonien im Dorf – Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen. Auch das Schlichten von Streitigkeiten gehört zu seinen Aufgaben. Ein reicher Mann ist Gadla Henry, vier Frauen kann er sich leisten. Jede Woche besucht er eine andere von ihnen und beaufsichtigt die Erziehung seiner 13 Kinder. Stolz blickt der Vater auf seine Nachkommen. Sie alle sind von königlichem Geblüt, denn Gadla Henry selbst stammt aus dem Haus der Thembu-Könige, wenn auch nur aus dem Zweig zur »linken Hand«, der nicht den König selbst stellt, sondern seine Berater.

Thembuland liegt an der östlichen Küste Südafrikas und ist Teil der Transkei, ein Gebiet etwa so groß wie die Schweiz.

Zu Beginn des letzten Jahrhunderts leben dort dreieinhalb Millionen Xhosa, zu deren Volk auch die Thembu im Norden gehören. Ihr König regiert das kleine Land mit Hilfe von vielen Häuptlingen, deren Ernennung er von seinem Kolonialherren, dem Magistrat, bestätigen lassen muss. Denn die schwarze

Selbstverwaltung steht in allen Teilen Südafrikas unter weißer Oberaufsicht.

In Thembuland sind die Täler das ganze Jahr über grün, weil sie von unzähligen klaren Bächen und Flüssen durchzogen werden. Wie sanfte Wellen breiten sich die grasbewachsenen Hügel über das Land aus.

In dem kleinen Dorf Mvezo am Ufer des Mbashe-Flusses kommt Nelson Mandela zur Welt, am 18. Juli 1918. Gadla Henry nennt seinen Sohn Rolihlahla, was wörtlich übersetzt heißt: »Am Ast eines Baumes ziehen« oder sinngemäß: »Unruhestifter«.

Rolihlahla ist das älteste Kind von Gadlas dritter Frau, Nosekeni Fanny, und noch ein Kleinkind, als die Familie ihre Privilegien verliert. Ein Streit mit dem Magistrat kostet Gadla Henry die Häuptlingswürde und damit auch den größten Teil seines Vermögens – Land und Vieh. Nosekeni Fanny zieht mit ihren Kindern fort von Mvezo nach Qunu, 30 Kilometer von der Thembu-Hauptstadt Umtata entfernt. Dort lebt ihre Familie, die sie nach afrikanischer Sitte hilfsbereit in ihrer Mitte aufnimmt. Gadla Henry behält den Besucherrhythmus bei und wohnt einmal im Monat für eine Woche bei ihr und den Kindern.

In Qunu spielt sich das Leben seit Generationen nach demselben Muster ab. Die wenigen hundert Dorfbewohner leben in runden Lehmhütten, deren Grasdächer oben spitz zulaufen. Durch eine niedrige Öffnung gelangt man in die Hütte hinein und wird

von Dunkelheit umfassen, denn Fenster gibt es nicht. Der Boden besteht aus zerstampfter Erde und wird regelmäßig mit frischen Kuhfladen geglättet. Rolihlahlas Familie besitzt drei Hütten, die von einem Zaun umschlossen einen Kraal, ein Gehöft, bilden. Die erste Hütte dient zum Lagern der Lebensmittel, in der zweiten wird gekocht und, wenn es draußen zu kalt ist, auch gegessen. Als Herd dient eine Feuerstelle in der Mitte der Hütte, darin steht ein dreibeiniger eiserner Topf. In der dritten Hütte legen sich die Familienmitglieder zum Schlafen auf dünne Matten nieder, die Köpfe betten sie auf ihre Ellenbogen.

Rolihlahla wächst in einer afrikanischen Großfamilie auf, in der keine Unterscheidung des Verwandtschaftsgrades gemacht wird, denn die Xhosa-Sprache kennt die Wörter »Tante«, »Onkel«, »Neffe« oder »Cousine« nicht. Alle Kinder aus einer Sippe sind Brüder und Schwestern und nennen die Erwachsenen Vater und Mutter.

Thembuland ist wunderschön, aber arm, der Boden karg und das Vieh mager. Auf den Weiden rings um das Dorf grasen Schafe, Ziegen, Rinder und Pferde. Qunu besitzt zwei kleine Grundschulen mit je einem Klassenzimmer, einen Kaufladen und ein großes Tauchbecken, in dem das Vieh der Dorfgemeinde von Zecken und Krankheiten befreit wird.

Das Leben ist einfach. Die Jungen, in ockerfarbene

Woldecken gewickelt, hüten das Vieh, das den Menschen viel bedeutet: Sie nutzen es nicht nur als Fleisch- und Milchlieferanten, sondern auch als Tauschmittel für andere Waren. So lässt sich an der Größe einer Herde der Wohlstand einer Familie ablesen. Auch der traditionelle Brautpreis, die *lobola*, wird mit Vieh bezahlt, und nur ein Mann, der Tiere besitzt, kann überhaupt heiraten.

Die Frauen und Mädchen kümmern sich um das Essen, das aus Mais, Hirse, Bohnen oder Kürbissen besteht. Nur wenige können sich ab und zu den Genuss so exotischer Luxusgüter wie Zucker, Kaffee oder Tee leisten, und Rolihlahlas Familie gehört nicht mehr zu den Reichen. Für die Hauptmahlzeit, meistens ist es Maisgrütze, kommt die Familie am Abend vor der Hütte zusammen und isst gemeinsam aus einem Topf. Das Wasser zum Kochen und Waschen schleppen die Frauen und Kinder täglich aus dem Fluss zum Kraal.

Wo aber sind die Männer des Dorfes? Die meisten von ihnen arbeiten in den Minen bei Johannesburg, hoch im Norden Südafrikas. Dort holen sie unter unmenschlichen Bedingungen die Schätze des Landes, Kohle, Erze und Gold, ans Tageslicht und schlafen in den für Wanderarbeiter errichteten Baracken. Früher waren sie alle Bauern und Selbstversorger, doch dann haben die weißen Kolonialherren eine Kopf- und Hüttensteuer erfunden, die es nötig machte, woanders Geld zu verdienen. Manche der Arbeiter kommen nur

zweimal im Jahr zurück ins Dorf, um ihre Felder zu pflügen.

Rolihlahla ist mit fünf Jahren alt genug, um wie seine Freunde auf die Schafe und Kälber aufzupassen. Das ist keine schwierige Aufgabe und die Jungen haben viel Zeit zum Spielen auf dem *veld*. Sie bringen sich gegenseitig bei, mit der Steinschleuder auf Vögel zu schießen oder in den Bächen zu schwimmen und Fische zu fangen. Wenn sie durstig sind, trinken sie die Milch direkt aus den Eutern der Kühe, und gegen den Hunger gibt es Wurzeln und wilden Honig. Meistens bleiben die Jungen für sich, aber manchmal kommen auch die Mädchen mit aufs *veld*, dann spielen sie zusammen Verstecken, Fangen oder *kheta* – »Wähle, wen du magst« –, wobei die Jungen um die Bewunderung der Mädchen ringen.

Das Lieblingsspiel der Jungen aber ist *thinti*, der Kampf mit dem Stock. Rolihlahla träumt wie jeder afrikanische Junge davon, ein großer Krieger zu sein, und übt jeden Tag das Parieren von Schlägen, das Täuschen des Gegners und das schnelle Zuschlagen. Die Mannschaften von zwei Dörfern treten gegeneinander an, um ihre Kräfte im Stockspiel zu messen. Wer sich hier auszeichnet, gilt als Held, als Nachfahre der berühmten Xhosa-Krieger.

Sitte, Ritual und Tabu weisen den Menschen im Dorf einen sicheren Weg durch den Alltag. Mädchen

lernen von ihren Müttern, welchen Platz das Leben für sie vorgesehen hat, Jungen von ihren Vätern. »Wie alle Xhosa-Kinder eignete ich mir Wissen hauptsächlich durch Beobachtung an. Wir sollten durch Nachahmen lernen, nicht durch Fragerei. Als ich später die Häuser von Weißen besuchte, war ich anfangs verblüfft über die Anzahl und die Art der Fragen, die Kinder ihren Eltern stellten – und über die ausnahmslose Bereitschaft der Eltern, diese Fragen zu beantworten. Bei uns galten Fragen als lästig; Erwachsene gaben Kindern Erklärungen, die sie für notwendig hielten.«¹

Wer die Grenzen nicht akzeptiert, muss mit dem Zorn der Ahnen rechnen. Um das schreckliche Leid abzuwenden, das die aufgescheuchten Geister anrichten, braucht es die Vermittlung der traditionellen Heiler oder der Stammesältesten. Besser ist es, so lernt Rolihlahla früh, sich streng an die Stammesregeln zu halten.

Vage sind seine Vorstellungen über die Weißen. Wer sind sie? Sind es Götter? Wenn nicht, warum haben sie so viel Macht? Ob es Ladenbesitzer sind, Magistrate, Polizisten oder die wenigen Reisenden, die sich in die Gegend verirren: Man schuldet ihnen Respekt, aber wer weiß schon, warum? Klarer erscheint ihm die Abgrenzung zu anderen Stämmen. Ein Xhosa heiratet zum Beispiel keine Sotho.

Im Dorf wohnen auch Angehörige der amaMfengu,

die vor vielen Jahren als Flüchtlinge ins Land der Xhosa kamen und damals die Arbeiten verrichteten, die ein Xhosa verachtet hätte: Sie dienten den Weißen und wurden häufig zum Christentum bekehrt. Aus dem Kontakt zu den Missionsstationen aber erwuchs ihnen ein Bildungsvorsprung und zur Zeit von Rolihlahlas Kindheit verkörpern die amaMfengu den fortschrittlichen Teil der Gemeinde. Sie sind Geistliche, Dolmetscher, Lehrer, Beamte, Polizisten und sie tragen westliche Kleidung. Die Thembu beneiden sie ein wenig und halten sich von ihnen fern.

Gadla Henry, der sich wenig um Stammeszugehörigkeiten kümmert, hat zwei Freunde unter den amaMfengu, die Brüder Mbekela, von denen der eine Lehrer, der andere Polizist ist. Unter ihrem Einfluss lässt sich seine Frau Nosekeni Fanny zum Christentum bekehren. Auch Rolihlahlas Lebensweg wird von den beiden Männern beeinflusst, als sie Gadla Henry dazu raten, seinen aufgeweckten Sohn zur Schule zu schicken. Der Vater überlegt nicht lange. Warum sollte Rolihlahla eigentlich nicht lesen und schreiben lernen? Die Häuptlingswürde kann er zwar nicht erben, die geht an den ältesten Sohn seiner Hauptfrau. Aber vielleicht kann er ja später einmal Berater des Königs werden und dafür braucht er eine gute Ausbildung. Rolihlahla wird bei der Missionsschule der Methodisten angemeldet.

Am Abend vor dem ersten Schultag schenkt Gadla

Henry seinem Sohn feierlich eine seiner eigenen Hosen. Er schneidet sie in Kniehöhe ab und zieht ein Stück Schnur durch die Schlaufen, damit sie nicht hinunterrutscht. »Ich muß einen komischen Anblick geboten haben, doch nie habe ich ein Kleidungsstück besessen, auf das ich stolzer gewesen wäre als auf meines Vaters abgeschnittene Hose.«²

Am ersten Schultag bekommt Rohlilahla von der Lehrerin einen neuen Namen: Nelson. Weil die Briten afrikanische Namen nicht aussprechen und schon gar nicht im Kopf behalten können, trägt in dieser Zeit jeder schwarze Afrikaner auch einen englischen Namen. Ziemlich willkürlich werden die Schulkinder nach englischen Helden oder Heldinnen benannt: Victoria, Wellington, Adelaide, Nelson. Vielleicht hätte sich die Lehrerin mehr Mühe gegeben, wenn sie geahnt hätte, dass ihr Schützling einmal zu den berühmtesten Menschen der Welt gehören würde. Doch wer sollte das damals schon ahnen?

Zwei Jahre später, 1927, kommt Gadla Henry eines Tages früher als gewöhnlich nach Qunu und legt sich zum Sterben nieder. Einen Arzt hat er nie besucht, aber er weiß auch so, dass sein Leben zu Ende geht. Nosekeni Fanny und Gadla Henrys jüngste Frau Nodayimani pflegen ihn bis zum Tod. Für den neunjährigen Nelson wird sich nun alles ändern. »Ich erinnere mich nicht daran, große Trauer empfunden zu haben,

sondern vielmehr ein Gefühl des Abgeschnittenseins. Obwohl meine Mutter der Mittelpunkt meiner Existenz war, definierte ich mich über meinen Vater.«³ Nach einer kurzen Trauerzeit erklärt ihm die Mutter eines Tages, er müsse Qunu nun verlassen. Nelson fragt nicht, warum.

Mutter und Sohn packen seine wenigen Sachen und verlassen das Dorf am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang. Ein letzter Blick vom Hügel zurück ins Tal: Nelson betrachtet die Hütten, den Bach und die Felder, den Rauch, der aus den Hütten aufsteigt, hört das Blöken der Schafe. Er hat das Gefühl, seine Heimat für immer zu verlieren.

Nach einem langen, mühevollen Fußmarsch erreichen sie am späten Nachmittag einen Besitz, so schön und groß, wie Nelson noch nie einen gesehen hat. Zwei rechteckige Häuser und sieben Rundhütten, strahlend weiß getüncht, leuchten in der Sonne. Große Gärten mit Obstbäumen, Blumen und Gemüse umschließen das Gehöft und eine stattliche Schaf- und Rinderherde grasht friedlich auf der Weide dahinter. Nicht weit davon die kleine weiße Dorfkirche. Alles sieht nach Reichtum und Wohlstand aus. Dies ist »Der große Platz«, Mqhekezweni, die königliche Residenz von Jongintaba Dalindyebo, dem amtierenden Regenten in Thembuland.

Während Nelson und seine Mutter scheu vor dem Anwesen warten, biegt ein mächtiger Ford in die Auf-

fahrt ein. Nun springen die Männer, die bisher reglos im Schatten gesessen haben, auf und rufen: »*Bayethe a-a-a-Jongintaba!*« – Heil dir, Jongintaba! Aus dem Auto klettert ein selbstbewusster Mann im eleganten Anzug, klein und kräftig, mit entschiedenen Gesichtszügen. Man sieht ihm an, dass er daran gewöhnt ist, Macht auszuüben. Zum ersten Mal fühlt Nelson die Faszination von Ansehen und Ruhm. »Plötzlich tat sich vor mir eine neue Welt auf. Kinder aus armen Familien, die sich auf einmal einem für sie unvorstellbaren Wohlstand gegenübersehen, fühlen sich einer Menge neuer Versuchungen ausgesetzt. Ich war da keine Ausnahme. In diesem Augenblick spürte ich, wie viele meiner Überzeugungen und Ansichten gleichsam fortgespült wurden. Das schlanke, von meinen Eltern errichtete Fundament begann zu schwanke. In jenem Augenblick sah ich, daß das Leben für mich mehr bereithalten mochte als eine Meisterschaft im Stockkämpfen.«⁴

Jongintaba Dalindybo regiert das Reich der Thembu schon seit mehreren Jahren für den noch unmündigen Thronfolger Sabata. Seine Ernennung hatte er nicht zuletzt der Fürsprache Gadla Henrys zu verdanken und deshalb will er der Familie des Verstorbenen nun helfen. Er bietet großzügig an, den neunjährigen Nelson bei sich aufzunehmen und ihn wie ein eigenes Kind zu erziehen. Nelsons Mutter bleibt nur zwei Ta-

ge, dann geht sie zurück nach Qunu. Nelson ist vom »Großen Platz« völlig verzaubert. Es gibt so viel Neues und Interessantes zu sehen. In den ersten Tagen wirkt er schüchtern und still, aber bald taut er auf. Alles ist wie ein Abenteuer, das Reiten und das Wagenlenken, aber auch der Gesang der schönen Thembumädchen am Abend, selbst die Schule macht Spaß. Nelson lernt Englisch, Geschichte und Geographie. Ein begabter Schüler ist er nicht, dafür aber gewissenhaft und fleißig.

Als Mitglied der Regentenfamilie genießt Nelson in Mqhekezweni besonderes Ansehen. Er besitzt nun auch neue Kleidung, passende Hosen und Hemden im westlichen Stil. Die Männer tragen Anzüge, die Frauen lange Röcke, dazu Blusen, die bis zum Hals geschlossen sind, und um den Kopf ein elegant gewundenes Tuch.

Nelsons beste Freunde sind die Kinder des Regenten, Justice und Nomafu, später kommt noch Nxeko, der Bruder des Thronerben, hinzu. Der Regent behandelt jeden dieses »königlichen Quartetts« gleich und macht keine Rangunterschiede. Die Kinder bekommen das gleiche Essen, die gleiche Kleidung und jeder von ihnen muss Pflichten im Haushalt übernehmen. Nelson hat unter anderem die Aufgabe, die Anzüge des Regenten zu bügeln, was er mit großer Hingabe erledigt. Seine ganze Dankbarkeit bügelt er in die präzisen Falten hinein.